



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Aus der Heimat Miquels

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir gern, und das Notwendigste, aber Schwere schieben wir auf, bis wir mehr Mut dazu haben.

Nur eins thut not. Was heute not thut, das ist die Lösung des Rätsels, wie wir uns der Arbeiterfrage im Osten gegenüber verhalten sollen, ob wir unser Ackerland slawischen Arbeitern und Bauern lassen wollen, weil die Landwirtschaft dem Deutschen zu notleidend und zu karg erscheint, und ob wir uns dafür mit Weltpolitik und Überseehandel begnügen wollen, oder ob wir der Überzeugung sind, daß ein nationaler, demokratisch wählender Staat, wie das Deutsche Reich, ein so fremdartiges Gewächs, wie es ein wachsendes Slaventum ist, nur unter der Strafe schweren Siechtums in sich groß werden lassen kann. Alles, was in dem engen Lichtkreis der öffentlichen Erörterung diesen Gegenstand verdrängen will, es sei, für sich genommen, noch so schön und gut, ist schädlich; es sei denn so eng mit ihm verwandt, wie die Fragen der Zoll- und der Agrarpolitik. Das Wohlbefinden der städtischen Lohnarbeiter, für die hauptsächlich die Versicherungsgesetzgebung erdacht ist, gehört heute nicht mehr unter die wichtigsten politischen Aufgaben, ja für die gefährdete Zukunft des Vaterlands sogar unter die nebensächlichen. Darum höre man auf davon. Denn das Gute ist des Besten Feind.

Georg Schiele



Aus der Heimat Miquels



ern abgelegt von den großen Bahnen des nationalen Verkehrs ist die Heimat des verstorbenen Finanzministers von Miquel bei seinen Lebzeiten kaum einigemal ans Licht der Öffentlichkeit gezogen worden, und nach seinem Tode wird sie bald wieder unter dem Dunkel der Vergessenheit weiter dämmern, das von jeher über ihr ausgebreitet lag. Für die große Welt ist in der früher reichs- unmittelbaren und später dem Königreich Hannover einverleibten Grafschaft Bentheim wenig zu finden. Im Innern ihres Bodens birgt sie keine Schätze, und nach außen strahlt sie nicht in dem, was man Naturschönheit zu nennen pflegt. Weite Moore und ebenso ausgedehnte Heideflächen fallen dem Auge zuerst auf, dazwischen um die Ansiedlungen der Menschen herum eine Ackerfrume, die nur unter sorgfamer Pflege das Nötige hergiebt.

Trotzdem ist auch diese Landschaft nicht ohne einige Reize, die eine ernsthafte Würdigung verdienen. Im obern Teile der Grafschaft liegt auf einem Felsen, dem letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes, der nach drei Seiten hin steil abfällt, die weitläufige Burg Bentheim, eins der besterhaltenen Dynastenschlösser in ganz Deutschland. Dieses alte Bauwerk, dessen erste Anlagen bis in die Römerzeit hinaufreichen, hat nicht bloß künstlerisches Interesse, insofern als es der Kunst eines Ruysdael zum Vorwurf gedient hat, sondern

ist auch im Gang der Geschichte nicht ohne einige Bedeutung geblieben. Hic Drusus Tubantibus leges scripsit heißt eine alte Inschrift auf einem der riesigen Felsblöcke, die der Schloßmauer im Norden vorgelagert sind. Obgleich diese Urkunde aus einer spätern Zeit stammt und von der Wissenschaft schon lange als eine Täuschung erkannt ist, ist es doch thatsächlich, daß die Bodenerhebung von Bentheim den Römern in ihren germanischen Kriegen ein wichtiger strategischer Punkt war. Auf der Grenze zwischen dem Lande der Bataver und den mittlern Emsgebieten liegend und die sonst ebne Gegend nach allen Himmelsrichtungen hin beherrschend, diente sie sowohl den von der Nordsee wie den vom Unterrhein her eindringenden Römerheeren zum Stützpunkt. Die Lage war für die Erbauung eines Kastells wie geschaffen, und wie immer dessen Anlage beschaffen gewesen sein mag, es war damals für die römischen Feldherrn dasselbe, was im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts das feste Schloß der Bentheimer Fürsten für die eindringenden Franzosen gewesen ist. Hierüber giebt uns kein Geringerer Bericht, als der spätere Feldmarschall Fürst Blücher, der kurz vor dem Basler Frieden als Generalmajor im nördlichen Westfalen gegen die Franzosen im Felde lag und ihnen einmal in nächtlicher Überraschung das Schloß Bentheim wegnahm.

Stolz erhebt sich noch jetzt dasselbe starke Gemäuer mit seinen dräuenden Zinnen und riesigen Thürmen über das flache Land und gewährt dem Besucher von seinen Höhen einen prächtigen Ausblick. Zunächst über den Bentheimer Wald, der sich stundenweit in die Länge und die Breite ausdehnt und in seinen Tiefen manche urwaldmäßige, malerische Partie eingeschlossen hält. Über ihn hinaus schweift das Auge nach Norden in die Niederungen der untern Grafschaft Bentheim, deren charakteristische Eigenschaften die Heide und das Moor sind. Beide haben in ihrer grauen Eintönigkeit nichts verlockendes für den Blick, lieber haftet er an den Ufern des kleinen Flusses, der in sanften Windungen durch das Land zieht. Nicht immer kann man ihn sehen, aber trotzdem läßt sich sein Lauf genau verfolgen. Denn hintereinander liegen an ihm die Heimstätten der Bewohner, die einzelnen Gehöfte der großen Bauernschaften und die zusammenliegenden Häuser der kleinen Städte.

Ganz in seiner Nähe — aber von dem hohen Standpunkte, den wir bis jetzt eingenommen haben, kann man es nicht sehen — liegt auch das kleine Ackerstädtchen Neuenhaus, wo Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der heimgegangne Minister Miquel geboren ist. Damals war es klein und ist jetzt nicht größer, eher kleiner geworden, aber immer noch liegt es in derselben, nur selten unterbrochnen Ruhe, in derselben Freundlichkeit seiner holz- und wasserreichen Umgebung. Denn von allen Seiten drängen die Bauernschaften hart an ihre längst niedergelegten, jetzt mit hohen Eichen und Ulmen bestandnen Wälle heran, und von ihren Thoren führen prächtige, schattige Alleen zu den benachbarten Ortschaften.

Zu dem Schatten der Bäume kommt die Frische des Wassers, das Neuenhaus von allen Seiten umgiebt. Unmittelbar oberhalb der Stadt nämlich teilt sich ein ungemein wasserreiches Flüsschen, das dem andern vorher genannten

zueilt und sich auch bald mit ihm vereinigt, in drei Arme, von denen zwei durch den Ort selbst fließen, während der dritte ihn in einem nach Westen gehenden knappen Bogen umspannt. Dadurch kommt es, daß dieses belebende Element kaum an irgend einer Stelle den Besucher aus seinem Banne heraus läßt. Eine Menge von Brücken und Brückchen führt über die Wasserläufe und gewährt dem schauenden Auge die freundlichsten Ausblicke. Draußen auf frische Wiesenründe und von Vieh belebte Weiden, drinnen flusßauf und flusßab auf grüne Gärten, die sich nicht selten parkartig angelegt am Ufer entlang ziehen.

Im übrigen trägt Neuenhaus ganz den holländischen Charakter. Eine einzige lange Straße, die sich nur an zwei Stellen zu Hintergassen abzweigt, durchzieht den Ort. Von ihr führen fünf oder sechs Querstraßen nach außen, und parallel mit ihr laufen zwei Heftengänge, die zusammen mit dem alten Wall und dem Wasser dem Ganzen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit verleihen.

Mit wenig Ausnahmen, die sich allerdings in den letzten Jahrzehnten nicht unbeträchtlich vermehrt haben, haben die Häuser, die an diesen Straßen liegen, ein ungemein einfaches Gepräge. Langgestreckte, einstöckige Bauten, stoßen sie mit der schmalen Giebelfront an die Straße. Der Schmuck, den sie nach außen hin zeigen, ist dem entsprechend. Die hohen, hölzernen, spitz zulaufenden Giebel sind grün angestrichen, die schmale Bandedfassung weiß, ebenso die Fensterkreuze und ihre Rahmen. Es wäre merkwürdig, wenn mit diesem einfach natürlichen Ausdruck ihrer Sinnesart die Beschäftigung und Lebensweise der Menschen nicht übereinstimmte. Eine im wesentlichen auf den Ackerbau angewiesene Bevölkerung, die ihre Sorge zwischen den Gleichakt des Dreschflegels und die pflichttreue Ausübung jeglichen Handwerks teilt.

Mitten unter ihr wohnte die Miquelsche Familie, wie so manche andre, die ein höherer Beruf oder ein Amt in Neuenhaus festhielt, der fluktuierende Teil der Einwohnerschaft, der in regelmäßiger Wiederkehr jedesmal nach zwei, höchstens drei Generationen wieder geschwunden ist. Jedermann weiß, daß der Vater des Finanzministers Arzt war, und als solcher hatte er den Titel eines Fürstlich Bentheimischen Hofmedikus. Daß er es jemals, wie in einem Nekrologe berichtet wurde, auch zum Sanitätsrat gebracht habe, davon ist dem Schreiber dieser Zeilen nichts zu Ohren gekommen. Die Nachricht klingt auch deshalb unwahrscheinlich, weil der alte Herr in ausgesprochener Opposition zur hannoverschen Regierung stand. Eine eigentümliche, höchst charakteristische Figur dieser Bentheimische Hofmedikus. Mager und schlank, wenn auch nicht über die mittlere Größe hinausgehend, mit einem ernsten, fast strengen Gesichtsausdruck, der nur selten durch ein freundliches Lächeln erhellt wurde.

Solange die Kinder, es waren ihrer acht, noch nicht erwachsen waren, ging dem vielbeschäftigten Arzte so ziemlich das ganze Leben in der treuen Erfüllung seines Berufs und in der Sorge für die Familie auf. Die Erziehung seiner fünf Söhne und drei Töchter lag der Hauptsache nach ihm allein ob; ging der ganze Vormittag in der Ausübung seiner Praxis auf, so

waren viele Stunden des Nachmittags dem regelmäßigen Unterricht im Lateinischen, im Griechischen und in andern Gegenständen, besonders der Botanik und Zoologie gewidmet. Später, als die Sorge um das Fortkommen der Kinder nicht mehr drängte, blieb doch der Tenor des Miquelschen Familienlebens derselbe. Zwei von den Töchtern waren nicht verheiratet: in keinem Hause herrschte ein regeres geistiges Leben als in dem kleinen Kreise, den Johanna und Minna Miquel mit ihren Eltern bildeten.

Freilich nach außen hin drang davon nur wenig; auch wollen für gewöhnlich die Menschen aus einer erklärlichen Scheu von höherer Intelligenz nicht gern etwas wissen. Dagegen erregte um so größeres Interesse alles, was sich nicht innerhalb der vier Wände des Hauses halten ließ. Die ärztliche Praxis des alten Doktors hatte sich mit der Zeit keineswegs vermindert. Den größten Teil von ihr, der auf dem Lande lag, machte der Hofmedikus bis in sein hohes Alter zu Pferde ab. Das war es besonders, was niemals aufhörte, die Teilnahme nicht bloß der Nachbarschaft, sondern des ganzen Orts rege zu halten. Oft ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, horchten die Leute auf den Hufschlag seines Pferdes, und manche Thür und manches Fenster öffnete sich, weil man den ausreitenden oder heimkehrenden Alten zu sehen gewöhnt war. Besonders wir Jungen auf der Straße waren an seinem Ausreiten und Zurückkommen mit mehr als bloßer Neugier beteiligt. Die Erscheinung war allein schon danach. Je nach dem das Wetter war, in einfachem Rocke oder bei Regen und Wind wie zur Winterszeit mit einem langen Mantel angethan, auf dem Kopfe eine spitze Mütze, die zur Abhaltung der Kälte mit Ohrenklappen versehen war, so saß er Tag für Tag aufrecht und gehobnen Haupts im Sattel, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt.

Gern hätten wir ihm beim Auf- und Absteigen das Pferd oder den Steigbügel gehalten, aber wir wagten es nicht, uns anzubieten, auch hätte er uns nicht zugelassen. Die einzige Hilfe, die er entgegennahm, ging von einem Dienstmädchen aus, denn einen Knecht hatte er nicht, und zwar in früherer Zeit aus Sparsamkeitsrücksichten, und später weil es einmal Gewohnheit geworden war. Die Magd mußte das Pferd aus dem Stalle holen und es dahin zurückbringen. Sie that es mit derselben Bedächtigkeit, wie der Bierfüßler den einen Fuß vor den andern setzte, und der Hofmedikus das Bein zum Aufsteigen vom Boden hob. Der Reiter, das Roß und die Magd gehörten einmal zusammen, sie sind auch miteinander alt geworden.

Sa, und mit ihnen wurde auch die Frau Hofmedikus alt, alt in der Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder. Wenn es wahr ist, daß das die besten Frauen sind, mit denen sich die Öffentlichkeit am wenigsten beschäftigt, so hätte man schon daraus auf eine hohe Vortrefflichkeit schließen können, aber es war allgemein bekannt, daß sie eine ebenso gute Frau wie sorgliche Mutter war. Über die Grenzen ihres Hauses und ihres Gartens trat die alte Dame nur selten hinaus, es war schon etwas, wenn man sie an der offenen Hausthür dem Begreiten ihres Mannes zuschauen sah. Trotzdem erfreute sie sich der Zuneigung aller ihrer Nachbarn in festnem Maße. Folgender Vorfall legt

darüber ein beredtes Zeugnis ab. Jedermann in der Nachbarschaft wußte, daß die Frau „Doktorin“ beim Nahen eines Gewitters in starke nervöse Aufregung geriet. Als nun eines guten Tags in der Abwesenheit ihres Mannes und ihrer Töchter ein starkes Gewitter losbrach, da geschah es, daß die eine Nachbarin der andern über die Straße weg zurief, ob schon jemand nach der Frau Hofmedikus gesehen habe, und daß eine dritte das eigne Haus im Stiche ließ, um unter strömendem Regen in das Miquelsche zu eilen.

So war die nahe, nähere und nächste Umgebung beschaffen, in der wie die ältern Geschwister das jüngste der Miquelschen Kinder aufwuchs. Es ist für jemand, der eine Zeit lang mit dem Verewigten dieselbe Heimat gemein hatte, natürlich, daß die Erinnerung an alle die Dinge, von denen die Rede war, in seinem Leben dauernd von einigem Belang war. Nicht immer von derselben Stärke, wurde sie jedesmal dann wieder frisch und lebendig, wenn eine hervorragende Wendung im Leben des großen Staatsmanns die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog. Vollends damals, als es sich vor Monaten bewahrheitete, daß der Kaiser seinen Finanzminister entlassen hatte. Würde er Aufzeichnungen machen, und wenn er es that, würde er es allein thun oder jemand anders zuziehn? Sein Leben hatte ihn mit vielen hervorragenden Männern von der Feder in Berührung gebracht; wer war berufen, den Memoiren Miquels die gehörige Fassung zu geben? Mit den alten Erinnerungen gepaart gingen diese Gedanken durch mein Gehirn, da kam die von niemand erwartete Nachricht, daß der eben in den Ruhestand versetzte Staatsmann gestorben sei.

Der Tod zieht den Strich unter die Rechnung der Menschen, aber häufig ist sein Eintreten auch der Anstoß zu einer neuen Bewegung. Kaum hatte ich mich über das Ereignis, das mir die Quelle wirklicher Betrübnis gewesen war, beruhigt, als ich plötzlich von der Pflicht, einen nahen Verwandten zu Grabe zu geleiten, in die benthaimische Heimat gerufen wurde. Da lag denn das alte Neuenhaus wieder im Sonnenschein des warmen Septembertags vor meinen Augen. War es denn noch das alte? — Ja und nein. Nein, weil ich nicht mehr von zwei Postpferden über die holprige Straße in das Innere gezogen wurde, sondern weil mich die neue Kreisbahn draußen auf einem modernen Bahnhofs abgesetzt hatte. Von niemand anders als vom „Staatsminister von Miquel“ selbst war ich an den Ort meiner Bestimmung befördert worden. Waren da nicht auch ein paar ganz neue Häuser auf dem Wege nach der Stadt? Ja, und in dieser selbst hatten mehrere alte die wurmfressigen Holzgiebel abgeworfen und dafür frische steinerne hochgezogen. Auch das Geburtshaus des jetzt gestorbenen glänzte in diesem Schmucke, es trug überhaupt kein Zeichen der Trauer.

Sonst aber war alles genau so, wie ich es vor fünfzig Jahren zum erstenmal gesehen hatte. Aus allen alten Ecken und Winkeln drang die Erinnerung auf mich ein, auch durch das Trauergeläute schallte sie in meine Ohren. Als ich hinter der Leiche herschritt, die auf ihrem letzten Wege von mir begleitet wurde, kam mir erneut der Gedanke, daß ich gewiß noch mehr Erinnerungen

ausgraben könnte, wenn ich nicht bloß an diesen alten Häusern vorüberzöge, sondern auch an ihre Türen pochte und die Menschen drin zum Sprechen brächte. Es mußte doch immer noch den einen oder den andern geben, der Johannes Miquel persönlich gekannt hatte und mir erzählte, was er wußte. Wirklich, so war es, und gleich die erste Erkundigung, die ich einzog, gab mir die Gewißheit, daß außer einem mir bekannten Kaufmanne, der einmal Bürgermeister von Neuenhaus gewesen war, noch ein biedrer Buchbindermeister und ein ebenso wackerer Schneidermeister lebten, die auf meine Fragen gern Rede und Antwort stehn würden.

Es waren Männer von bewährtem Charakter, zu denen mich am andern Morgen mein erster Weg führte, und sie standen in ihrer kleinen Welt in allgemeiner Achtung. Da mir außerdem persönliche Bekanntschaft den wünschenswerten Rückhalt gewährte, so trat ich meinen Rundgang mit so viel Zuversicht an, wie nur jemals einem Interviewer Stärkung verliehen hat. Wenn ich nur eins vorher bedacht hätte! Es wäre mir dann eine Enttäuschung erspart geblieben, die eigentlich gar keine war. Woher sollten denn diese einfachen Männer die Menge von Dingen wissen, die ich zu hören wünschte? Sa, wenn ein großer Mann schon in seiner Kindheit den Stempel der Berühmtheit an sich trüge, dann würden die Leute den Knaben auf Schritt und Tritt beobachten und ihre Wahrnehmungen fein säuberlich geordnet und registriert auf die Nachwelt bringen.

Die erste Jugend eines hervorragenden Menschen ist gleich der Quelle des großen Stroms. Wer, der sein Wasser aus der Rinde der Erde hervorbrehen sieht, hat eine Ahnung, daß es einmal die großen Seeschiffe tragen und in weiter Mündung ins Weltmeer ausströmen wird? Ohne Zweifel trug schon in den Tagen der Kindheit Johannes Miquel die Spuren seiner spätern Bedeutung an sich, aber keiner in seiner Umgebung und besonders niemand von denen, die mit ihm auf der Straße gespielt und Flur und Feld durchschweift hatten, hatte die Augen gehabt, sie als solche zu erkennen. Man darf das nicht bedauern. Die frühzeitige Erkenntnis würde uns zwar eine Menge Material auf den Tisch bringen, aber auch viel Arbeit, den Weizen von der Spreu zu sondern. Denn die Subjektivität ist für das Erkennen ein gefährliches Ding und häufig schlimmer als die völlige Unbewußtheit.

Anstatt mich also enttäuscht zu sehen, hatte ich alle Ursache, mich zu freuen, daß ich es nur mit Unbewußtheit und Vergessenheit zu thun hatte. Was mir zuerst gesagt wurde, war etwas, was ich schon von Hause her wußte, daß sich bis zu seinem zwölften Jahre die Begabung Miquels keineswegs als hervorragend herausgestellt habe. Im Vergleich mit seinen Brüdern eher das Gegenteil. Auf die Klagen einer Nachbarin, daß es mit ihrem Jungen in der Schule gar nicht vorwärts wolle, habe die Frau Hofmedikus mehr als einmal tröstend erwidert: Lassen Sie es gut sein, meine Liebe, und denken Sie an unsern Johannes, der wollte anfangs auch nicht recht in Tritt kommen, bis ihm in seinem dreizehnten Jahre das Licht aufging.

Oder ob das wohl nur eine Tröstung war, die absichtlich das Licht des

eigenen Sungen tiefer stellte, um dadurch um so sicherer ihr Ziel zu erreichen? Besonders im Rechnen, so lautete die Tradition unsers Hauses, sei er hinter dem Durchschnitt seiner Altersgenossen zurück geblieben. Als ich mich wegen dieses Punktes bei meinen Gewährsleuten erkundigte, lauteten die Antworten sehr verschieden. Der Kaufmann, der allein mit ihm in die eigentliche Schule gegangen war, wußte davon überhaupt nichts. Soweit er sich des jungen Miquel erinnern konnte, der nur an dem Vormittagsunterricht teilgenommen hatte, war der in keinem Gegenstande weder im plus noch im minus gewesen. Er hatte das seinige gethan, wie die andern auch, die sich der Zufriedenheit des Lehrers erfreuten, und nur durch seine stille Aufmerksamkeit war er ihm noch in gutem Gedächtnis. Auf der Straße beim Spiel, so fuhr er fort, bin ich überhaupt nicht mit ihm zusammengetroffen, das schied sich damals wie auch jetzt noch genau nach Altstadt und Neustadt.

Die Familie Miquel hatte „auf“ der Neustadt gewohnt; sehen wir zu, ob da eine reichere Ernte zu holen ist. Der Buchbinder, der hier zunächst wohnte, hatte niemals mit Johannes zusammen die Schulbank gedrückt. Nach der Länge der Zeit, die das Vergessen im Gefolge hat, war es ihm sogar zweifelhaft, ob er jemals die öffentliche Schule besucht hatte. Wenn es der Fall gewesen war, so konnte es nur ein paar Stunden des Vormittags gewesen sein. Was hätte er da auch anders lernen sollen, als notdürftig lesen und schreiben und etwas rechnen? Aber das hätte er nach des Buchbinders Meinung viel besser zu Hause haben können. Der Vater gab seinem Sohne allein den Unterricht, auf den es später ankam, da wäre das andre wohl auch gut mit untergelaufen. Daß er darin weniger fix gewesen wäre, ich lasse hier meinen Gewährsmann sprechen, habe ich nicht gemerkt. Wohl aber weiß ich, daß er auf dem Gymnasium in Ringen gleich in Prima aufgenommen worden ist. Als der Hofmedikus die Nachricht durch einen Brief erhielt, den ihm das Mädchen in den Garten brachte, wo er zufällig war, machte er einen Freudeusprung und lief ganz gegen seine Gewohnheit ein paarmal um den einzigen Rosenplatz herum. Als ein Nachbar das bemerkte, eilte er vorn ins Miquelsche Haus, um der Frau Hofmedikus Mitteilung zu machen und sie zu fragen, ob sie nicht einmal nach ihrem Manne sehen wolle; dem scheine was in den Kopf gefahren zu sein. Lachend habe diese erwidert, sie wisse schon, was das sei, der Nachbar solle den Alten nur ruhig springen lassen. Da kommt er schon, habe sie hinzugefügt, und dann sei mit dem Erscheinen des „Doktors“ auch dem Nachbar alles klar gemacht worden.

Miquels waren nette, gute Leute, fuhr auf mein Nachfragen der Buchbinder fort, aber streng und sparsam gings im Hause zu, es war fast zu schlimm. Zucker gab es für die Kinder im Kaffee und im Thee nicht, und die Butter auf dem Brote konnte man kaum sehen. Wir Kinder geringrer Leute können rauchen, wann wir wollen, und Vater und Mutter fragen viel danach, ob ihr Zunge ne Pfeife hat, wenn sie ihnen selbst nur keine Kosten macht. Aber daß nur der alte Miquel keine bei seinen Söhnen entdeckte! Johannes hatte die seinige in unsrer Werkstatt stehn, und wenn wir uns bei

der Arbeit was erzählten, dann war auch die Pfeife tüchtig im Zuge. Auf die Straße wagte er sie für gewöhnlich nicht mitzunehmen, aber eines Tages, als der Vater mir früher als gewöhnlich Feierabend bewilligt hatte, that er es doch. Mein Vater kommt heute so früh nicht zurück, sagte er zu mir, aber kaum waren die Worte heraus, da hörten wir die bekannten Hufschläge, und Sie hätten sehen sollen, wie rasch die Pfeife unter meinem Rocke verschwand.

Sa auf der Straße mit ihm gespielt habe ich nur wenig oder gar nicht, weil der Vater mich schon früh bei der Arbeit gebrauchte, aber als wir älter wurden, da sind wir wohl, wenn es die Zeit zuließ, zusammen ins Feld gegangen. Was wir da miteinander gesprochen haben, ja, wer will sich darauf noch besinnen? Viel was großes wirds wohl nicht gewesen sein; er hat gewiß ebensowenig daran gedacht wie ich, daß er ein so berühmter Mann werden würde. Hochmütig war Johannes Miquel auch nicht, aber ein guter und zuverlässiger Kamerad — das war er, das habe ich auch von andern gehört.

Das letzte und alles andre auch fand ich an meiner dritten Quelle bestätigt. Der Schneidermeister hatte nicht nur die Straße mit ihm unsicher gemacht, sondern war auch mit ihm in die Kinderlehre gegangen. Im Murmelspiel — in Neuenhaus nennen sie es Knickerspiel — wäre er allen über gewesen, aber grundehrlich sei es immer dabei zugegangen. Keinem der Gespielen sei es jemals in den Sinn gekommen, daß der Sohn des Hofmedikus etwas andres gewesen sei, als sie selber. Eine rückhaltlose Kameradschaft, die sich in fröhlicher Jagd durch die Straßen und Heckengänge geäußert und in manchem losen Streich bewährt habe. Johannes Miquel war niemals ein Spielverderber, und so war er auch mit dabei, als eines guten Tags die Rangen einen jungen Bauern verleiteten, ihrem Beispiele zu folgen und am Mast eines Torsschiffes emporzuklimmen. Der arglose Landmann merkte es nicht, daß einer von den behenden Burschen ihm folgte, das herabhängende Segeltau um seine Beine schlang und in einen festen Knoten schlug. Si verd . . . Stadtfenten,*) schalt der Gefesselte von oben herunter und glaubte, seinen Peinigern durch Drohungen zu imponieren. Aber das war gerade das verkehrteste, was er thun konnte, der notleidende Landmann wurde nicht eher aus der Patzche gelassen, als bis er keine Hand mehr rühren konnte und kläglich um Mitleid flehte. Was brauchte er sich auch auf Schifffahrt und Handel einzulassen?

Das war die Straße, und nun die Kinderlehre oder der Konfirmationsunterricht? Mit dem Lernen des Katechismus sei es bei Johannes immer nur wacklig bestellt gewesen. Häufig genug habe Herr Wilmsen, so hieß mein Schneidermeister, dem Gefragten die Antwort ins Ohr flüstern müssen. Nicht selten sei es auch vorgekommen, daß dieser auf deutsch — der Unterricht war sonst holländisch**) — eine ganz andre Antwort gegeben habe, als

*) Das altdeutsche Fant. In Uhlands Roland Schildträger heißt es: „Sag an, Roland, du junger Fant.“

**) Es hat lange gedauert, bis das Deutsche sich den Bentheimischen Grenzbezirk erobert hat. Noch jetzt ist in Neuenhaus der Nachmittagsgottesdienst holländisch.

das Fragebuch enthielt, und daß gleichwohl der Pastor sich damit zufrieden gegeben habe, oder wenigstens stillschweigend darüber hinweggegangen sei. Auf das Verhalten der übrigen Schüler, die sich hierdurch beeinträchtigt geglaubt hätten, weil doch Miquels Antwort unrichtig gewesen sei, habe dann die Antwort des Geistlichen regelmäßig gelautet, daß sie das nicht verstünden, Johannes Miquel oder de jonge heer habe aus einem andern Buche geantwortet, und das sei auch richtig. Dabei hätten sich dann die Frager beruhigen müssen, aber plausibel sei ihnen die Sache nie erschienen. Was ihn aber selber anbeträfe, so habe er sich später das Ding so zurecht gelegt, daß wohl der etwas furchtsame Geistliche einen Konflikt mit dem alten Hofmedikus gesürchtet hätte, „der auch mit seinen Söhnen in den gelehrten Büchern las.“

So weit mein letzter Gewährsmann, der sich mir in seiner ganzen Unterhaltung, wie auch aus der letzten Bemerkung hervorgeht, als einen nachdenklichen Mann kund gab. Aber nicht allein als einen nachdenklichen, sondern auch als einen, der mit seinen Gedanken das Richtige getroffen hatte. Der alte Miquel war katholisch und hatte, soviel ich weiß, völlig mit seiner Kirche gebrochen, aber das war kein Grund für ihn, sich zum Ersatz in den Schoß der reformierten Orthodoxie zu flüchten. Von dem innern Widerspruch, worin er sich ohne Zweifel mit den Glaubenssätzen der Dordrechter Synode befand, war vermutlich schon damals genug auf seinen jüngsten Sohn übergegangen, diesen als gefürchteten oder wenigstens als unbequemen Gegner erscheinen zu lassen.

Noch eins kann daraus entnommen werden. Noch bis in die neueste Zeit ist darüber in der Presse gestritten worden, ob der gestorbne Finanzminister, in reinlicher Scheidung vom Katholizismus, ausgesprochen einer der protestantischen Kirchen angehört habe. Schon aus dem vorher erzählten kann man sich hierüber Gewißheit verschaffen. Denn daß der junge Miquel mit dem Wissen der Eltern an dem reformierten Konfirmationsunterricht teilgenommen habe, ohne daß dieser Thatsache durch die Einsegnung in derselben Kirche die spätere Folge gegeben worden sei, ist einfach undenkbar. Deshalb wußte auch in Neuenhaus von jeher niemand anders, als daß der unter ihnen geborne Finanzminister reformierter Konfession sei. Auch das wußte man, daß er in der katholischen Kirche getauft worden war. Indes, wer kann wissen? Trotz unsrer Neuenhaus-Bentheimischen Gewißheit waren in der großen Welt periodisch immer wieder Zweifel laut geworden, und so wandte ich mich kurzerhand an den jetzigen katholischen Pfarrer in Neuenhaus. Von diesem Herrn nun ist eine amtliche Bescheinigung in meinem Besitz, daß Johannes Miquel katholisch getauft worden sei, während derselbe Herr mir privatim mitteilt, daß die spätere Einsegnung reformiert war.

Dieses ist das einzige thatsächliche, was über die äußere Stellung Miquels zur christlichen Kirche gesagt werden kann. Und sein inneres Verhalten dazu? Die Frage soll uns deshalb nicht beschäftigen, weil ihre Erörterung für den Zweck dieser Veröffentlichung von wenig oder gar keinem Belang sein würde. Ob der Heimgegangne ein gläubiger Christ war, soll uns so wenig beschäftigen, wie die andre Frage, mit welchem Rechte er zu den wirklich großen Staats-

männern gerechnet werden kann. Dagegen muß ich hier um so entschiedner Stellung zu einem Punkte nehmen, der mehrfach Gegenstand der öffentlichen Diskussion gewesen ist.

Daß Miquel, dessen ganzes Leben mehr als irgend eines seiner noch lebenden Zeitgenossen unter den Augen der Öffentlichkeit gelegen hat, der Zielpunkt vieler und erbitterter Feindschaften war, ist ein so selbstverständliches Ding, daß man darüber weiter kein Wort zu verlieren braucht. Wenn einer in der großen Politik es allen recht machen will, so legt er gerade damit vielleicht das schlechteste Zeugnis über sich ab. Aber die Verleumdung brauchte sich wie beim Fürsten Bismarck nicht an seine Fersen zu heften. Es ist leicht von einem Staatsmanne gesagt, daß er die Gunst der Lage für seine persönlichen Zwecke ausgenützt habe, aber schwer ist es, den damit angehefteten Makel wieder abzuwaschen. Wer eine solche Menge von Urteilen über Miquel in den Höhen und den Tiefen des Volkes gehört hat, wie mir die Gelegenheit geboten wurde, der hat auch ein Urteil darüber, wie tief das also ausgespritzte Gift frißt. Es ist nur ein schwacher Trost für den gewissenhaften Mann, daß bei weitem das meiste von dem, was jetzt noch im Gedächtnis der vielen haftet, allein im natürlichen Wandel der Zeit wieder weggeschwemmt wird, denn manches bleibt auch da sitzen, wo später die Quellen der Geschichte gesucht werden. Freilich dies alles aus den Ecken wegzutragen ist nicht wohl möglich, aber man soll doch mit bester Kraft bemüht sein zu verhindern, daß es sich noch weiter einnistet.

Aus diesem Grunde und nicht etwa aus landsmännischer Vorliebe habe ich mir die Gelegenheit nicht entgehn lassen, mich an der Stelle, wo seine Wiege stand, nach dem Wesen des Mannes umzuthun, der so lange Zeit an der Leitung der Geschicke des neuen Reichs teilgenommen hat. Man wird sagen, daß die Ausbeute spärlich genug gewesen sei, aber darüber darf nicht vergessen werden, daß sie dafür um so reiner und wahrhafter ist. Die Zeugnisse, die ich gebracht habe, sind wie aus Kindermund, sonder Falsch und Hehl. Will man sich aber darauf versteifen, daß sie auf den Anfang und nicht auf das Ende gehn, und daß zwischen diesem und jenem eine Menge Wandlungen möglich sei, so mag daran erinnert werden, daß der Grundzug des individuellen menschlichen Charakters immer derselbe bleibt, und daß der Mann halten muß, was das Kind verspricht.

Es sei mir erlaubt, noch ein weiteres Zeugnis hierher zu setzen. In dem denkwürdigen Jahre 1866 war ich Hauslehrer in der Familie des Barons von dem Busche-Streithorst, der als hannoverscher Kammerherr im Winter in Hannover und im Sommer in Thale am Harz wohnte, wo er einen ausgedehnten Großgrundbesitz hatte. Noch mag bemerkt werden, daß er als Inhaber dieser Güter Mitglied des preussischen Herrenhauses war und in dieser Eigenschaft später auch bei Gelegenheit seinen Protest gegen die Annexion von Hannover abgegeben hat. Es war lange Zeit vor diesem Ereignis, daß eines guten Tags mehrere Herren und Damen vom hannoverschen Adel an unsrer Mittagstafel versammelt waren; unter ihnen war auch der Flügeladjutant des

Königs Georg, der ihm persönlich sehr nahestehende Graf Erhard Bedell. Es war natürlich, daß, soweit meine Ohren es aufnehmen durften, von den die Zeit bewegenden politischen Dingen die Rede war. Der Abgeordnete Miquel hatte den Tag oder zwei Tage vorher in längerer Rede den sogenannten Antrag Rudolf von Bennigsens auf Anschluß Hannovers an Preußen verteidigt und hatte damit bei allen historischen Köpfen einen ungeheuern Erfolg erzielt.

Wie großes er später auch auf dem Gebiete der Beredsamkeit geleistet hat, so will es mir doch jetzt nach so langer Zeit immer noch scheinen, als ob niemals eine größere Rede von seinen Lippen geflossen sei. Natürlich waren die, deren zufälliger Tischgenosse ich war, ganz anderer Meinung. Es waren echt welfische Heißsporne unter ihnen, die es sich mit der Wahl der Worte nicht schwer machten. Es fielen harte, ehrabschneidende Worte, auch der Charakter Miquels wurde nicht geschont. Bis dahin hatte der Graf Bedell geschwiegen, als es aber so weit kam, mischte er sich ein und sagte, daß er gegen eine Verunglimpfung des Genannten Einspruch erheben müsse. Ich habe Miquel auf der Schule in Vingen gekannt, so lauteten seine Worte, er war immer ein anständiger und ehrenwerter Kamerad, den wir alle gern hatten. Aus seiner politischen Gesinnung, die damals dieselbe war wie jetzt, hat er niemals ein Hehl gemacht. Mag er sonst sein, was er will, und wenn er mein politischer Gegner ist, so ist und bleibt er doch ein Ehrenmann. Von den Feinden des Geschmähten wurde kein Wort mehr gesagt.

Arnold Hoffe



Absaloms Brunnen



on Kunst und Litteratur ist während der letzten Zeit in den Grenzboten weniger zu lesen gewesen als sonst, denn wenn Zolltarif, Welt-handel und beinahe das ganze geräuschvolle Register der inneren Politik sich zum Worte drängen, dann sind die Mäusen gewohnt, bescheiden auf die Seite zu treten, wenigstens bis jetzt noch, und bis einmal der große Tag erschienen sein wird, wo die Notwendigkeiten des Lebens schweigen, alle Tage Sonntag ist, und alles nur noch durch die Kunst und für die Kunst geschieht. Dann werden in unsern Schulen Bilder nicht nur hängen, sondern auch anstatt der weniger kurzweiligen Buchstabierfädeln von Hand zu Hand gehn, unsre Kleinsten werden dann etwa den verschlafnen, unschädlichen Hans Thoma erhalten, die vorlauten und frühreifen könnten allerlei Linienkunst und tief sinnigen „Buchschmuck“ bekommen, die braven und guten müßten kopfüber ins Wasser schießende Seejungfrauen oder sonst was vergnügliches haben, und die unartigen Holbeins Totentanzbilderchen, zur Strafe so und so oft durch die Finger zu ziehn wie einen Rosenkranz. Aber nicht genug damit. Während man bisher die kleinen Finger, die unbefugterweise die Ränder der Schulhefte bekraxeln, unsanft zu klopfen pflegte, wird man fortan ihre Krähensfüße sauber ausschneiden, sortieren und zu Museums-sammlungen vereinigen, an denen die Großen dann die „Kindes-

Grenzboten IV 1901

50